

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 54 (1974-1975)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Die Familie in der Industriegesellschaft : zu einigen Ursachen des Einstellungswandels gegenüber dem Familienleben  
**Autor:** Hettlage, Robert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-163006>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Familie in der Industriegesellschaft

*Zu einigen Ursachen des Einstellungswandels gegenüber dem Familienleben*

## DAS PROBLEM

Wer sich mit der neueren Bevölkerungs- und Sozialstatistik ein wenig vertraut macht, dem fällt auf, dass in vielen hochindustrialisierten Staaten die unverheiratete Bevölkerung zahlenmässig stark an Bedeutung gewinnt. In manchen Ländern und Orten ist diese Gewichtsverlagerung so stark, dass man den Eindruck gewinnen kann, die Gesellschaft der Zukunft werde eine überwiegend familienlose Gesellschaft sein<sup>1</sup>. Nicht von ungefähr kommt es also, wenn in Schweden offen der Untergang der Familie im bisherigen Verständnis vorhergesagt wird<sup>2</sup>. Man würde sich die Aufgabe jedoch allzu leicht machen, wenn man einzig auf den Wandel in den Sexualnormen zurückgriffe, um zu begründen, dass das bisherige Familienideal unversehens beträchtlich an Attraktivität eingebüsst hat.

Wer bereit ist, etwas tiefer zu loten, der bemerkt, dass die Ursachen dieses Einstellungswandels weit vielfältiger sind und letztlich mit den gesellschaftlichen Veränderungen seit der Industrialisierung in Zusammenhang zu bringen sind.

1. Mit dem Abschied von der vorindustriellen Lebensweise geriet der umfassende Lebensraum der Gross- und Multifunktionsfamilie unter starken Druck seitens der gewandelten Umwelt, der dazu zwang, bisher von der Familie wahrgenommene Aufgaben an andere soziale Institutionen abzutreten. Und dies in einem Ausmass, dass sich die damalige Grossfamilie langsam in die heutige, auf zwei Generationen beschränkte Kernfamilie verwandelte (Funktionsverlust der Familie<sup>3</sup>). Von daher ist eigentlich der Schritt nicht mehr weit zur Frage, ob die Familie überhaupt noch eine gesellschaftliche Notwendigkeit sei.

2. Mit dem Funktionsverlust der Familie einher ging eine Isolierung früher eng verbundener Lebensbereiche<sup>4</sup>, mit der Folge einer laufenden Anonymisierung des öffentlichen Lebens. Anfänglich glaubte man dieser Entwicklung dadurch Einhalt gebieten zu können, dass sich die Familie nun um so stärker der Gestaltung der Privatsphäre widmete, um auf diese Weise die emotionale Lücke in der Gesellschaft zu füllen (Funktionsverlagerung). Der Rückschlag liess aber nicht auf sich warten. Bald sah

sich die Familie an den Rand des Gesellschaftslebens und in das «soziale Abseits» gedrängt. So ist es eigentlich nicht verwunderlich, wenn sich die heutige Generation zunehmend der Rolle der Familie in der Gesellschaft entfremdet und sich im familiären «Heim» nicht mehr «heimisch» fühlt. Dahinter steht wohl die berechtigte Einschätzung, dass sich das Familienleben in dieser «Geschlossenheit» nicht erschöpfen kann, und dass man «daheim» eben nicht schon dort ist, wo man seine vier Wände hat, die Schutz gegen den Alltagsstress bieten.

3. Die heutige Abwehr gegen das Familienleben wurde noch dadurch wesentlich erhöht, dass selbst die verbleibenden Restfunktionen der Familie (soziale Identifikation, Stabilisierung der Affektbeziehungen, Sozialisations-training) heute in neue, mannigfache Abhängigkeiten zur arbeitsteiligen Grossgesellschaft geraten sind<sup>5</sup>, so dass auch diese Hoffnung auf einen von der Öffentlichkeit ausgegrenzten, «intakten» Privatbereich sich nicht erfüllte.

Im folgenden sollen die dafür verantwortlichen wichtigsten Bestimmungsfaktoren näher analysiert werden. Sie lassen sich – bei all ihrer gegenseitigen Verschränkung – in einen Aussen- und einen Innenbereich aufgliedern:

## I. EXTERNE BESTIMMUNGSFAKTOREN UND FAMILIÄRE FUNKTIONSMÖGLICHKEITEN

Hauptsächliche Bestimmungsfaktoren des Familienlebens aus dem gesamtgesellschaftlichen Makrobereich sind zweifellos die städtischen Wohnverhältnisse und die Berufssituation in der Industriegesellschaft.

### *1. Städtische Wohnkultur und integrales Familienleben*

Mit zunehmender Urbanisierung der Industriestaaten wird das Leben im Einflussbereich von Städten unvermeidbar, ja zum vitalen Zentrum schlechthin. Dadurch wird die Aufgabenerfüllung der Familie in entscheidenden Punkten erschwert.

1. Da sind einmal Wohnungsknappheit und -preis, die einen erheblichen Einfluss darauf haben, welche Lebensvorstellungen realisiert werden können, beziehungsweise welche als unerfüllbar hintangestellt werden müssen. Dies trifft besonders zu für Familien bestimmter Einkommenslagen mit mehreren Kindern, die infolge ihrer finanziellen Situation auch bei eventuellem Wohnungswechsel nur geringe Wahlmöglichkeiten besitzen.

2. Hinzu kommt die Grösse der geplanten Wohnungen, die vielfach

eine ungezwungene Entfaltung innerhalb der Familie behindern. Statt dessen erzwingt die bauliche Beschaffenheit eine Anonymisierung und Uniformierung des Familienlebens: Kinder werden gezwungen, spontane Lebensfreude zu unterdrücken, Feste und Musik werden nur selten geduldet, kurz, ein «überbewusstes», unkindliches Leben mit allen Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl wird forciert<sup>6</sup>. Je kleiner die Wohnung, desto grösser die Belastung für ihre Bewohner. Und es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die heutige reduzierte Familiengrösse zum Teil hiervon bedingt ist<sup>7</sup>.

3. Wer sich von diesem Wohnstil befreien will, muss sich in Vororten und Eigenheimen ansiedeln, was nur bestimmten Schichten vorbehalten bleibt, zugleich aber die Städte desto stärker zu leblosen Bürozentren degeneriert und somit deren Lebenswert weiter senkt. Zudem werden die Arbeitswege länger, die Freizeit kürzer und die Erholungsgebiete kleiner<sup>8</sup>. Für die Daheimgebliebenen erhöht sich damit die Gefahr akuten Kommunikationsmangels mit allen Erscheinungen des Kontaktentzugs und der Isolierung sowie der kompletten Spaltung von Privatheit und Öffentlichkeit, von Berufs- und Familienleben, wie es *Bahrdr* als Charakteristikum der heutigen Städte beschrieben hat<sup>9</sup>.

## 2. Die Berufsverhältnisse in der Industriegesellschaft

Ähnlich entscheidende Einflüsse auf das Familienleben gehen auch von der Berufssituation in hochdifferenzierten Industriesystemen aus. So zwingt die Differenzierung in vielfältige Teilsysteme, Institutionen und Berufe die Eltern zu wachsender extra-familialer Aktivität und damit zu weiteren familiären Belastungen. Zwei Beispiele mögen genügen:

1. Frühere, geschlossene Gesellschaften liessen Familie, Beruf und Gemeindeleben nach Art sich überlagernder Kreise eine Einheit bilden, in der es den Kindern möglich war, sich die Erfahrungswelt der Grossfamilie direkt zugänglich zu machen, die spätere Berufsrolle teilnehmend zu beobachten und das Öffentlichkeits-Verhalten sozusagen «im Spiel» zu erlernen. Durch den heutigen sozialen Wandel wurden diese Bereiche meist örtlich auseinandergerissen. Damit wurde eine Spaltung zwischen Pflicht- und Freizeit bewirkt, die nicht nur für die Eltern, sondern auch für die Kinder Gültigkeit besitzt. Familiäres Verhalten kann nunmehr kaum noch als Berufserfahrung ausgewertet werden. Meist sind Mutter und Kinder mit der Berufssituation des Vaters sogar so wenig vertraut, dass sie nicht einmal entfernt daran partizipieren können, eine Tendenz, die *Mitscherlich* als «Weg zur vaterlosen Gesellschaft» gebrandmarkt hat<sup>10</sup>.

2. Zusätzliche Belastungen der Familienstruktur können dann auftreten, wenn die Mutter zur Mitträgerin der Instrumentalrolle (Gelderwerb) wird, ohne dass ein adäquater Ersatz für ihre «Dauerpflege» zur Verfügung steht.

Zwar hat bisher keine Untersuchung zeigen können, dass die Erwerbstätigkeit der Frauen als solche einen ungünstigen Einfluss haben muss<sup>11</sup>, doch kann die zunehmende Berufsüberlastung die Haushaltsbindungen erheblich reduzieren<sup>12</sup>, was zu entscheidenden Fehlwirkungen in der kindlichen Sozialisation führen kann. Allzu früher Entzug der Geborgenheit schlägt sich später oft in seelischen Verarmungserscheinungen (Deprivationen) der Kinder nieder<sup>13</sup>. Gerade das bereitwillige Abtreten von Sozialisierungsfunktionen an die Gruppe Gleichaltriger, ebenso «sich selbst Überlassener», mag einer der Gründe der übersteigerten Aggressivität von Jugendbanden sein (Status-Ambiguität).

3. Eine ähnliche Spaltung vollzieht sich zwischen Familie und Schule. Je mehr die familiäre von der beruflichen Rolle in den Hintergrund gedrängt wird, desto eher stellt sich ein pädagogisches Vakuum zwischen Elternhaus und Schule ein, das dem «Lernmilieu» abträglich ist<sup>14</sup>. Verzichteten die Eltern gänzlich auf die Unterstützung schulischer Lernprozesse, so kann die schulische Umwelt mit der ihr eigenen Sachlichkeit, Gefühlsaskese und Leistungsorientierung («Vaterrolle») auf Kosten des emotionalen Aspekts («Mutterrolle») gesellschaftlich dominant werden<sup>15</sup>. Ob damit der Gesellschaft langfristig gedient ist, muss dahingestellt bleiben.

4. Da in der arbeitsteiligen Grossgesellschaft die Berufsmobilität gewöhnlich sehr hoch ist, können weitere familiäre Belastungen dadurch hervorgerufen werden, dass traditionell enge Verwandtschaftsbande zerrissen werden. Dies wirkt sich besonders dann aus, wenn der vollzogenen Trennung keine neue Integration in das umgebende Milieu gegenübersteht. Die Lage vieler Gastarbeiter-Familien spricht ihre eigene Sprache.

All dies soll zeigen, wie sehr der gesellschaftliche Makrobereich dafür mitentscheidend ist, ob ein Familienleben noch als «intakt» bezeichnet werden kann, oder ob es kulturell und seelisch zu einer «Tankstelle für Essen und Schlafen» verarmt.

## II. INTERNE BESTIMMUNGSFAKTOREN UND INTEGRALES FAMILIENLEBEN

Nicht minder wirksam, wenngleich im engen Zusammenhang mit dem Makrobereich stehend, sind die Einflüsse, die im Aufbau des familiären Gruppenlebens selbst liegen.

### 1. Familiäres Milieu und sekundäre Sozialisation

Oft wird behauptet, dass sich die familiären Aufgaben mit dem Abschluss der primären Sozialisationsphase erschöpfen. Was darüber hinaus an sekundärer Persönlichkeitsentwicklung zu erfolgen hat, kann weitgehend anderen Institutionen überlassen werden. Sicherlich nimmt die Bedeutung des Familienlebens im jugendlichen Entwicklungsprozess laufend ab, doch heisst dies keineswegs, dass der Heranwachsende die familiäre Atmosphäre völlig entbehren könnte. Untersuchungen zur Jugendsoziologie haben gezeigt, dass auch in dieser Phase der familiäre Kontakt von eminenter Bedeutung ist und auch hoch eingeschätzt wird<sup>16</sup>. Was für das Kleinkind die familiäre «Nestwärme» ist, ist im Jugendalter die von der Familie gebotene Solidarität, die Anerkennung des Selbstwerts und die Bestärkung des Selbstvertrauens (Familie als Statusgruppe<sup>17</sup>). Erfahrungsgemäss kann diese Aufgabe von sonstigen Anstalten nicht im gleichen Umfang wahrgenommen werden.

#### a) Biologische Elternschaft und Sozialisation

Nun könnte argumentiert werden, dass diese Sozialisationsfunktion nicht unbedingt von den biologischen Eltern erfüllt werden müsse, da es an sich nur auf irgendwelche feste Bezugspersonen ankäme. Dazu böten sich zwei Möglichkeiten: Erziehungsheime und Pflegeeltern.

Jedoch wurden bei fast allen Zöglingen, die länger in Pflegeheimen untergebracht waren, Folgen mangelnder Affektbezüge (Syndrom der «Elterntrennung<sup>18</sup>») festgestellt, so dass *Eckensberger* behauptet, jede Heimunterbringung stelle in dieser Lebenszeit «eine bedenkliche Entwicklungsgefährdung» dar und biete «weniger Sozialisationsbedingungen als A-Sozialisationsbedingungen» an<sup>19</sup>. Fehlende affektive Betreuung, wie sie in Heimen infolge mangelnder Schulung beziehungsweise Überlastung des Pflegepersonals, fehlender Affekt-Bindung an die Kinder oder mangelnder Stabilität der Sozialkontakte überhaupt, nicht selten ist, gelten weithin als Ursache sozialen Kontaktmangels sowie affektiven beziehungsweise sozialen Retardierens im allgemeinen<sup>20</sup>. Das soll natürlich nicht heissen, dass ein emotional gestörtes Familienleben, das ja oft Ursache der Heimunterbringung ist, hier zu besseren Ergebnissen führt. Immerhin aber hält der Referentenentwurf des deutschen Bundesjustizministeriums fest, dass Heimunterbringung überhaupt nur als ultima ratio verstanden wird, um ein Kind nicht durch länger dauernden Heimaufenthalt zu schädigen<sup>21</sup>.

Auch der Ausweg über die Pflege-Elternschaft hat sich vielfach kaum als gangbar erwiesen, sei es durch die mangelnde Bewältigung von Zu-

neigungskonflikten oder sei es durch allgemeine Rollenunsicherheit und Ausbildungsmängel der Pflegeeltern. Andererseits gibt es auch eine Reihe positiver Resultate bei Pflegeeltern, nur scheinen die biologischen Familienbeziehungen im allgemeinen «belastbarer» zu sein. Jedoch ist es nicht so, als sei – wie oft behauptet wird – die schlechteste Mutter immer noch besser als die beste Pflegemutter<sup>22</sup>.

## b) Herkunftsmilieu und sekundäre Sozialisation

Wie eine Reihe von Untersuchungen zeigt, hängt das Sozialverhalten der Jugendlichen wesentlich vom Herkunftsmilieu ab, sind doch hier die Hauptursachen von Jugendkriminalität zu suchen.

1. Unbewältigte Strukturveränderungen der Familie: Eine der primären Ursachen sozialer Abweichungen von Jugendlichen ist nach übereinstimmendem Urteil die familiäre Desorganisation und Desintegration<sup>23</sup>. Als interne Spannungen sind etwa zu nennen Wertkonflikte zwischen den Generationen, die dem jugendlichen Integrationsbedürfnis im Wege stehen, aber oftmals durch entwicklungsbedingte Statusinkonsistenz und Unsicherheit negativ profiliert werden<sup>24</sup>. Als extern gelten Spannungen, wenn ausserfamiliäre Rollen das Übergewicht über die familiären Kontakte gewinnen und so zur Vereinsamung der Jugendlichen, wenn nicht sogar zu ihrer Flucht in die Delinquenz führen (empty shell family<sup>25</sup>). In beiden Fällen wirken Mobilitätsfaktoren nicht selten als Auslöser.

2. Unvollständigkeit der Familie (uncompleted family unit<sup>26</sup>): Ein besonderer Fall familiärer Desorganisation ist die unvollständige Familie<sup>27</sup>. Statistiken der deutschen Strafverfolgung zeigen, dass durchschnittlich ca. 50% der jugendlichen Delinquenten aus «broken homes» stammen, während bei den Nicht-Straffälligen nur zu 25% strukturgeschädigte Familiensituationen vorlagen<sup>28</sup>. Durch die Untersuchung von *Sutter* über die Kriminalität im Kanton Basel-Stadt wurde die Bedeutsamkeit «kriminogener» Familienverhältnisse auch im schweizerischen Milieu bestätigt<sup>29</sup>. In all diesen Fällen ist der Mangel an «Heim-Atmosphäre» wohl ein wesentlicher Grund für Straffälligkeit. Dabei ist aber nicht zu übersehen, dass sich zur Unvollständigkeit der Familie meist noch andere Faktoren wie Debität, Alkoholismus usw. hinzugesellen (Multiproblem-Familie<sup>30</sup>). Unklar dagegen erscheint es, ob schichtenspezifisch eine grössere Kriminalität nachweisbar ist<sup>31</sup>. Erhebliche Einwirkungen auf abweichendes Verhalten ergeben sich auch dadurch, dass die gesellschaftliche Umwelt eine ausreichende Sozialisierung der Kinder zerrütteter Ehen, insbesondere aber der Unehelichen, behindert.

## 2. *Herrschaftliche oder genossenschaftliche Familie?*

Schon seit alters her taucht immer wieder die Überzeugung auf, dass Familienleben nur dann «intakt» sei, wenn es genossenschaftlich organisiert sei. Darunter ist nach *A. Vierkandt* eine Gesellungsform zu verstehen, innerhalb derer die Macht wesentlich gleich verteilt ist<sup>32</sup>. Leitung geschieht demnach nicht durch Herrschaft, sondern durch persönliche Autorität und Überlegenheit (Führerschaft), Mann und Frau sind grundsätzlich gleichgestellt und das Verhältnis zwischen den Generationen gestaltet sich kollegial, auf jeden Fall aber ohne Gewaltanwendung.

Nun aber bewirken Ungleichheit der Geschlechter, der persönlichen Veranlagung, des Lebensalters, aber auch Arbeits- und Rollenteilung Machtungleichheiten, die leicht zu familiärer Überorganisation und Herrschaftsformen führen und damit für die familiäre Integrität schicksalhaft werden kann.

### a) Die familiäre Rollenaufteilung

1. Familiäre Autoritätsstruktur und Erziehung: Ohne der Meinung zu huldigen, dass der Sozialisationsprozess gänzlich ohne elterliche Autorität ablaufen könne<sup>33</sup>, so kann diese doch in zweifacher Weise entarten: entweder durch die Inkonsistenz zwischen patriarchalischen Familienleitbildern und der umgebenden gesellschaftlichen Situation (Überorganisation<sup>34</sup>), oder durch Inkonsistenz zwischen Autoritätsausübung und wachsender ökonomischer wie geistiger Selbständigkeit der Heranwachsenden.

Beide Diskrepanzen können das familiäre Zusammenleben erheblichen Belastungen aussetzen, ja sogar zur Abkehr vom dominanten Autoritätsträger, zu Fluchtreaktionen, Aufbau einer «Verheimlichungssphäre», Protest u. a. m. führen (funktional unvollständige Familie).

*Blood* und *Wolfe* fanden heraus, dass familiäre (Über-)Autorität nicht fest an die Person des Vaters geknüpft ist, sondern ganz mit dessen Berufserfolg, beziehungsweise auch mit der extra-familiären Aktivität der Mutter verbunden ist. Zunehmende Erwerbstätigkeiten der Frauen sowie deren altersgebundener Autoritätsgewinn in der Familie lassen also künftig eine überwiegende Gleichverteilung der Macht<sup>35</sup>, einen Abbau der Überautorität und damit eine «Vergenossenschaftlichung» von dieser Seite her erwarten<sup>36</sup>.

2. Eheleiche Kommunikation und familiäre Stabilität: Der wohl wichtigste Einfluss auf ein intaktes Familienleben geht aber wohl vom gegenseitigen Verstehen der Ehepartner selbst aus, ein Postulat, das allerdings – wie die Scheidungsziffern beweisen – nicht leicht zu erfüllen ist. Soziologisch entscheidend ist hierbei der Einfluss der familiären Rollenaufteilung.



*Parsons* war davon ausgegangen, dass die Stabilität der Kernfamilie dadurch gewährleistet sei, dass eine strikte geschlechtsspezifische Rollenaufteilung der Ehepartner stattfindet. Heutige Forschungen beweisen jedoch das genaue Gegenteil, zeigen sie doch, dass eheliche Zufriedenheit insbesondere durch den konsequenten Abbau von Rollenspezialisierung erreicht wird<sup>37</sup>, ein Faktum, dem die zunehmende Berufstätigkeit der Frau wesentlich entgegenkommt<sup>38</sup>. Zufriedenheit ist danach weniger von der finanziellen Situation (Wohnung, Lohn) abhängig als von der gleichberechtigten Partizipation an den «familienleitenden» Entscheidungen<sup>39</sup>, von gegenseitiger Kommunikation und von der Austauschbarkeit familiärer Rollen<sup>40</sup>. Wesentlich ist dabei die Erkenntnis, dass weder die instrumental bedingte Vaterdominanz noch die mütterliche Beschränkung auf die Gefühlsrolle zu den «Unverzichtbarkeiten» eines integralen Familienlebens gehören.

#### b) Der soziale Zusammenhalt der Familienmitglieder

Auf der anderen Seite kann sich familiäre Herrschaft auch, je nach Machtstellung beziehungsweise Charakterdispositionen des Adressaten, ohne äußerlich sichtbare Bruchgefahren stabilisieren und von dort auf das soziale Leben ausstrahlen.

1. Innerfamiliäre Extrembindungen: Wird familiäre Herrschaft nicht mit Gegendruck, sondern mit Anpassung beantwortet, so kann dadurch die Tradierung patriarchalischer Strukturen vorbereitet werden, sei es durch passive Hinnahme oder aktive Übernahme der Herrschaftsrolle, sobald sich dazu Gelegenheit bietet. So kann die autoritäre Familie in ihrer Überorganisation selbst zur «Produzentin von bestimmten autoritären Charaktertypen» heranwachsen. Mehrere Untersuchungen kamen dabei überein, dass der autoritäre, eher kontrollierende und auf strikte Anpassung und Gehorsam ausgerichtete Familienstil vornehmlich ein Zeichen der Unterschicht ist, während Mittel- und Oberschicht meist auf Selbstkontrolle, positive Affektivität und Selbständigkeit abzielen<sup>41</sup>. Es ist wohl nicht abwegig, dahinter eine Übertragung typischer Berufssituationen zu vermuten.

Die Rigidität elterlicher Normsetzung kann andererseits zu solcher Fixierung an die Eltern und sozialer Übermacht der Familie führen, dass tiefgreifende Sozialisationschäden und Emanzipationshemmungen die Folge sind. Nicht nur, dass damit die Persönlichkeitsentwicklung verzögert wird, nicht selten sind auch Regressionen bis auf frühkindliche Lebensstufen.

Diese Vorgänge sozialer Übermacht können sich auch im Verhältnis der Ehepartner zueinander abspielen, wenn etwa gesellschaftliche Kontakte behindert werden, weil man darin eine Gefährdung der Vorrangstellung vermutet.

Hier wird Familienleben nicht mehr Basis gegenseitiger Förderung und

Entfaltung, sondern «Reservat der Herrschaftsausübung<sup>42</sup>», die auch bestimmte politische Fehlhaltungen begründen kann, wie *W. Reich* vermutet<sup>43</sup>. Angesichts all dieser Gefahren familiären Einflusses fragen sich *De Jager* und *Mok*, ob es nicht wichtiger sein könnte, zu überlegen, wie der elterliche Einfluss abgebaut werden könnte, statt sich nur darauf zu konzentrieren, wie er zu erhalten sei<sup>44</sup>.

2. Familienleben und Altersproblematik: Das oben Gesagte wird spätestens dann akut, wenn die Kinder die Orientierungsfamilie verlassen, die eigene Berufsaktivität zu Ende geht und ein weiteres Zusammenleben mit den Kindern nicht zu erwarten ist. Diese «Altersschwelle» tritt heute weit früher ein als allgemein angenommen. Amerikanische Mütter sind beispielsweise im Durchschnitt erst 52 Jahre alt, wenn ihr letztes Kind das Haus verlässt<sup>45</sup>. Ein erneutes Zusammenleben wird aber nur dann wieder ins Auge gefasst, «wenn eine Person der beiden Generationen noch keinen Partner gefunden oder diesen wieder verloren hat<sup>46</sup>». Ist zwischenzeitlich kein gemeinsamer Kommunikationsbereich entwickelt worden, tritt leicht das Schockerlebnis «innerer Altersverelendung<sup>47</sup>» auf. Zwar bleiben die bisherigen Kontakte zu den Kindern oberflächlich bestehen, zwar wird bei Verwitwung, Krankheit und Gebrechlichkeit die Mehrheit alter Menschen wieder in eine «erweiterte Familie» integriert<sup>48</sup>, über die Qualität der Kontakte ist damit aber noch wenig ausgesagt. Gelingt es den Eltern dagegen, sich rechtzeitig auf das Alter vorzubereiten und einen angemessenen Lebensstil zu finden, dann kann die «Vereinsamung zu zweit» meist problemlos überwunden werden. Dabei fällt der Beziehung zu den Kindern aber weiterhin eine hervorragende Rolle zu, ganz allgemein wegen der wachsenden Hilfsbedürftigkeit, aber auch deshalb, weil Drittkontakte im Alter schwerer zu erstellen, selbst dann aber weniger geeignet zum Aufbau kompensatorischer Rollen sind<sup>49</sup>.

Die zunehmende «Familienfixierung» im Alter weist dem Familienleben eine zentrale Bedeutung zu, denn auch die Befriedigung emotionaler Bedürfnisse in diesem Lebensabschnitt, und gerade hier, gehört zu einem integralen Familienleben.

## ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN

Aus dem bisher Gesagten wird deutlich, dass es eine zu einfache Gleichung wäre, wenn man versuchen würde, ein neues Familienverständnis etwa überwiegend durch Konzentration auf sozialen Wohnungsbau und Stadtplanung herbeizuführen. Ohne diesen Ansatz abwerten zu wollen, bleibt doch festzuhalten, dass sich die Kritik an der heutigen Familie wesentlich

auch an deren innerer Organisation selbst entzündet, an ihrem «repressiven» Kleingruppen-Charakter.

Nicht ohne Berechtigung wird ihr vorgeworfen, sich vor den Folgen des sozialen Wandels durch eine «Überstilisierung» der Privatsphäre abschrmen zu wollen. Diese «separatistische» Familienideologie wirke sich so aus, dass sich das familiäre Milieu nicht mehr als Grundstruktur, sondern als «Gegenstruktur» zur Gesellschaft präsentiere<sup>50</sup>. So gesehen hat die heutige Skepsis gegenüber der Exklusivität der modernen Kleinfamilie etwas sehr Positives: sie ist der Protest gegen ein unrealistisches, weil asoziales Familienverständnis.

Das besagt jedoch keineswegs, dass man deswegen auch schon gänzlich auf all das verzichten könnte, was die Familie dem umfassenden Sozialverband an Leistungen bereitzustellen vermag. Dass es vorläufig – zumindest bis zum Abschluss eines umfassenden Erziehungsprozesses – unmöglich ist, die Familie gänzlich von ihren Aufgaben zu entbinden, mussten die Chinesen in der Zeit des «Grossen Sprunges nach vorne», als die Kommunen gegründet wurden, erfahren<sup>51</sup>. Ebenso wenig Erfolg brachte der Übereifer, mit dem die Mitglieder westlicher Kommunen die «Offenheit» der Familie durch Auflösung der Paar-Beziehungen zu erzwingen suchten<sup>52</sup>.

Offensichtlich auch am Muster der genossenschaftlichen Lebensgestaltung orientiert, aber nicht der Versuchung einer Radikallösung erlegen sind diejenigen, die den Weg über Wohngemeinschaften und Kleinfamilien-Gruppen einschlugen. Sie beschränken sich nur darauf, die Familie weiter zu entlasten und die Aufgaben einem grösseren Solidarverband Gleichgesinnter und in gleicher sozialer Lage Befindlicher zu übertragen. Je nach dem Umfang der für wünschbar gehaltenen Aufgaben-Neuverteilung ergibt sich dann ein fest oder locker integrierter «Dachverband» der «Grossfamilie». Dass darin auch eine Neubelebung der Nachbarschaft Platz findet, sei nur nebenbei erwähnt<sup>53</sup>.

All dies deutet darauf hin, dass es durchaus ernstzunehmende Möglichkeiten gibt, das Familienleben den gewandelten Lebensbedingungen anzupassen und seine Rolle als Grundstruktur der Gesellschaft wiederzubeleben. Ob die Familie als «Lebensgruppe erster Ordnung<sup>54</sup>» allerdings jemals völlig ersetzt werden kann, muss nach den bisherigen Erfahrungen fraglich bleiben.

<sup>1</sup>Ein krasses Beispiel ist die Stadt San Francisco. Dort sind 40% der Wohnbevölkerung unverheiratet. – <sup>2</sup>Vgl. Rheinischer Merkur vom 23. März 1973, S. 32. – <sup>3</sup>T. Parsons, R. Bales, Family, Socializa-

tion and Interaction Process, Glencoe/Ill. 1955, S. 8ff. – <sup>4</sup>F. Neidhard, Die Familie in Deutschland, Köln 1970, S. 25. – <sup>5</sup>G. Feger, Die unvollständige Familie und ihr Einfluss auf die Jugendkriminalität, Stutt-

gart 1969, S. 121. – <sup>6</sup>Einem Bericht der deutschen Bundesregierung über die Lage der Familie zufolge verfügten rund 26% der 4-Personen- und rund 20% der 5-Personen-Haushalte noch 1965 über einen Wohnraum von höchstens 2 Räumen (ohne Küche). Und H. P. Beuel (Kinder in Deutschland, München 1971, 45f.) stellte fest, dass von 14 Millionen Kindern ca. 1 Million kein eigenes Bett besitzt. Über die sozialen Folgewirkungen: T. Moser, Jugendkriminalität und Gesellschaftsstruktur, Frankfurt 1970, 310ff. – <sup>7</sup>In diesem Zusammenhang wurde der Begriff «Abtreibungswohnungen» geprägt. Vgl. E. Pfeil, Soziologie der Grossstadt, in: A. Gehlen/H. Schelsky (Hg.), Soziologie, Düsseldorf/Köln 1968, 7. Aufl., 238ff., 260ff. – <sup>8</sup>Man denke nur an die Landschafts-Zersiedelung durch schier endlose Flächenausdehnung moderner Grossstädte. – <sup>9</sup>H. P. Bahrtdt, Die moderne Grossstadt, Hamburg 1961, passim. I. Tallman hat jüngst bestätigt, dass Hausfrauen in ihrer Isolierung häufig psychopathische Syndrome aufweisen. Danach ergab sich, dass Vorstadt-Frauen eher Isolierungsgefühlen und Ehekonflikten ausgesetzt sind, besonders wenn sie vorher im Stadtgebiet gewohnt hatten. Vgl. Working-Class Wives in a Suburbia: Fulfillment or Crisis. In: Journal of Marriage and the Family, 31 (1969) 1. – <sup>10</sup>A. Mitscherlich, Auf dem Wege zur vaterlosen Gesellschaft, Ideen zur Sozialpsychologie, München 1973, überarbeitete Neuausgabe. Zwar erscheint die expressive Rolle der Mutter für das Kleinkind als bedeutsamer, doch mit zunehmendem Alter gewinnt die väterliche Instrumentalrolle mit ihrer Norm-, Lenkungs- und Demonstrationsfunktion an Wichtigkeit. – <sup>11</sup>Näheres dazu bei R. R. Bell, Marriage and Family Interaction, Homewood/Ill. 1967, 337ff. – <sup>12</sup>Gleichzeitig vollzieht sich damit – wie Lupri zeigen konnte – eine Umstrukturierung der Rolle der Frau und der Autorität des Mannes in der Familie. Gesellschaftliche Differenzierung und familiäre Autorität. In: Lüschen/Lupri, Soziologie der Familie,

op. cit. S. 326. – <sup>13</sup>Im Vorschulalter sind «Schlüsselkinder» allerdings noch relativ selten anzutreffen. Vgl. Bundesministerium für Familie und Jugend: Mütter und Kinder in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. II. Bad Godesberg 1969, 184ff. – <sup>14</sup>Hoch leistungsmotivierte Kinder erhalten, laut neueren Forschungen, von ihren Müttern bereits vom dritten Lebensjahr an eine intensive Erziehung zur Selbständigkeit. Siehe B. Caesar, Autorität in der Familie, Frankfurt 1972, S. 113ff. – <sup>15</sup>Vgl. E. Lemberg/R. Klaus-Roeder, Familie – Schule – Sozialisation, in: G. Wurzbacher (Hg.), Die Familie als Sozialisationsfaktor, Stuttgart 1968, 136. – <sup>16</sup>Es ist nicht uninteressant für eine schichtenspezifisch orientierte Familiensoziologie, dass gerade jugendliche Arbeiter das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Familie besonders hoch einschätzen. Vgl. O. P. Spandl, Die Einstellung des werktätigen Jugendlichen zu seiner Familie, Meisenheim/Glan 1966, 46. – <sup>17</sup>Auf die Beziehung von «social incertitude» und Stress-Situation hat G. C. Homans aufmerksam gemacht. (Social Behavior, Its Elementary Forms, New York 1961, c. 12.) – <sup>18</sup>Für Kleinkinder hat dies vor allem R. A. Spitz unter dem Kennwort «Hospitalismus» untersucht. (Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1967.) – <sup>19</sup>Vgl. D. Eckensberger, Sozialisationsbedingungen der öffentlichen Erziehung, Frankfurt 1971, 2. Aufl., S. 88f. – <sup>20</sup>Vgl. A. Freud/D. Burlingham, Anstaltskinder, London 1950, S. 14. Ebenso F. Neidhardt, Strukturbedingungen und Probleme familiärer Sozialisation, in: Lüschen/Lupri, op. cit. 144ff., hier 149. Ähnlich B. Bettelheim, So können sie nicht leben, Die Rehabilitation emotional gestörter Kinder, Stuttgart 1973. – <sup>21</sup>Referentenentwurf des Bundesjustizministeriums zum § 1631 a des BGB. Die regelmässige Prüfung dieses Sachverhalts obliegt laut § 79 des Jugendwohlfahrtsgesetzes den Landesjugendämtern in Deutschland. – <sup>22</sup>J. L. Reiss, The universality of the family: a conceptual analysis, in: The Journal of Marriage and the Family, 27 (1965) 443ff. – <sup>23</sup>Th. Würt-

berger, Familie und Jugendkriminalität, in: G. Wurzbacher (Hg.), Die Familie als Sozialisationsfaktor, op. cit. S. 355ff. – <sup>24</sup>Durkheims Anomie-Begriff besagt hier primär: Verhaltensabweichung infolge Mangels an Bezugspersonen. – <sup>25</sup>Goode legt grossen Wert darauf, dass Instabilität hauptsächlich durch Ausfall gewisser familiärer Rollenverpflichtungen entsteht. Siehe: Marital Satisfaction and Instability, in: R. Bendix/S. M. Lipset (ed.), Class, Status and Power, London 1967, 2nd ed., 377ff., 379f. – <sup>26</sup>Rollenausfall entsteht hier durch völlige oder längerfristige Abwesenheit eines Ehepartners (Krieg, Gefängnis usw.). Vgl. Goode, a. a. O. – <sup>27</sup>M. Dorfmueller unterscheidet zwei Arten von Unvollständigkeit, die strukturelle (Verwaisung, Scheidung, Trennung, Unehelichkeit) und die funktionale (Zerrüttung). (Die Kriminalität der Strafunmündigen in der modernen Grossstadt, München 1964, 151f.). Ersteres nennt M. Horkheimer «Ausfallerscheinungen im persönlichen Inventar der Familie». (Vgl. Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie, in: Ders. (Hg.), Studien über Autorität und Familie, Paris 1936, 25.) – <sup>28</sup>G. Kaiser, Entwicklung und Stand der Jugendkriminalität in Deutschland, in: Kriminalbiologische Gegenwartsfragen, 17 (1966), S. 17ff. Für die USA gelten als Vergleichszahlen 66% bzw. 34%. (S. u. E. Glueck, Unraveling Juvenile Delinquency, New York 1951, 129.) – <sup>29</sup>W. A. Sutter, Die Kriminalität im Kanton Basel-Stadt, Querschnittsuntersuchung zur Soziologie der Delinquenz, Basel 1970, 88ff. Ein Vergleich Vorbestrafter und nicht Vorbestrafter bezüglich der Herkunft aus unvollständigen Familien ergab die entsprechenden Prozentzahlen von 40:26. Ganz ähnliche Werte zeigten sich beim Vergleich Rückfälliger mit nicht Rückfälligen. – <sup>30</sup>Würtenberger, a. a. O., 360. – <sup>31</sup>Ebenda, S. 362f. Sutter glaubt dagegen, Anhaltspunkte aufzeigen zu können. S. 87f. – <sup>32</sup>A. Vierkandt, Die genossenschaftliche Gesellschaftsform der Naturvölker, in: Handwörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1959, 2. Aufl. – <sup>33</sup>Horkheimer z. B. unter-

streicht die Autorität als unverzichtbare Bedingung für die Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten (op. cit. S. 24). – <sup>34</sup>Näheres zum Begriff bei R. König, Überorganisation der Familie als Gefährdung der seelischen Gesundheit; in: Federn/Meng (Hg.), Die Psychohygiene, Bern 1949. Als Sekundärpatriarchalismus bezeichnet er den Familienaufbau dann, wenn reale Machtverteilung und Herrschaftspostulat des Mannes auseinanderklaffen. (Vgl. Abhängigkeit und Selbständigkeit in der Familie, in: L. von Wiese (Hg.), Abhängigkeit und Selbständigkeit im sozialen Leben, Köln/Opladen 1951.) – <sup>35</sup>R. O. Blood Jr./D. M. Wolfe, Husbands and Wives, The Dynamics of Married Living, New York/London 1965. Bisher war aus den bekannten Gründen in der Oberschicht meist der Vater bei finanziellen Entscheidungen dominant. – <sup>36</sup>Aus diesem Grund will der genannte Referentenentwurf den Begriff «elterliche Gewalt» im Gesetz völlig durch «elterliche Sorge» ersetzen, obwohl bisher schon «Gewalt» als «pflichtgebundenes Recht im Interesse des Kindes» zu verstehen war. Dies als Vorsichtsmassregel, falls sich der erwartete Machtausgleich nicht einstellt bzw. in kumulierte Überautorität umschlägt. – <sup>37</sup>Hierzu die Untersuchung von Blood/Wolfe und von A. Michel, Sociologie de la famille et du mariage, op. cit. p. 211. – <sup>38</sup>1970 waren in den USA 30,4%, in Schweden 37,8%, in der Schweiz 34,8% und in Deutschland 30,2% der Frauen berufstätig. Von seiten der Arbeiter aber wird diese Entwicklung überwiegend nicht gerade begrüsst. (Vgl. P. Millhofer, Familie und Klasse, 181, Frankfurt 1973.) – <sup>39</sup>Diese Feststellung gilt für die Zufriedenheit der Frauen. G. Baumert zeigte jedoch für Deutschland, dass finanzielle und pädagogische Fragen überwiegend der Vaterrolle zugeteilt wurden (Deutsche Familien nach dem Kriege, Darmstadt 1954, 163). Ein Wandel trat insofern ein, als heute mehr als die Hälfte der Ehepaare Geldangelegenheiten gemeinsam regelt. Dazu E. Boetticher, Mittelfristige Finanzplanung auch im Privathaushalt, in:

Die Welt, Nr. 53, vom 3. März 1973. – <sup>40</sup>Trotz ausserfamiliärer Rollenangleichung wird häufig innerfamiliär die Trennung durchgehalten, obgleich dies zu einer Doppelbelastung der Frauen führt. Wenn auch die häusliche Arbeitsteilung bei Familien mit doppelter Berufskarriere grösser ist als bei der bisher üblichen Familienstruktur, so bleibt die Mithilfe des Mannes im Haushalt doch meist auf ausgewählte Gebiete beschränkt. Näheres bei A. Michel, op. cit. 197f. – <sup>41</sup>So Baumert, op. cit. 89, und P. Millhofer, op. cit. 196ff. mit weiteren Hinweisen. – <sup>42</sup>D. Haensch, Repressive Familienpolitik, Hamburg 1969, S. 46. – <sup>43</sup>W. Reich, Massenpsychologie des Faschismus, Zürich 1934, S. 84. – <sup>44</sup>H. De Jager/ A. L. Mok, Grundlegung der Soziologie, Köln 1972, 199. – <sup>45</sup>E. Köckeis, Familienbeziehungen alter Menschen, in: Lüschen/Lupri, op. cit. 515. – <sup>46</sup>Ebenda S. 516. – <sup>47</sup>Siehe R. Tartler, Das Alter in der modernen Gesellschaft, Stuttgart 1961, S. 15. R. König spricht davon, dass sich die Rumpfgemeinschaften durch allzu grosse Abschliessung gegen aussen auch aus der Gesamtgesellschaft «herausintegrieren» können. (Abhängigkeit und Selbständigkeit in der Familie, a. a. O. S. 243.) Dazu auch U. Lehr/H. Thomae, Die Stellung des älteren Menschen in der Familie, in: G. Wurzbacher (Hg.), Die Familie als Sozialisationsfaktor, op. cit. S. 108ff. – <sup>48</sup>Siehe dazu die Vergleichsstudie von E. Shanas/P. Townsend/ D. Wedderburn/ H. Friis/

P. Milhøj/J. Stehouwer, Old people in three industrial societies, London 1968, S. 98, 194, 222. Danach sehen Eltern ihre Kinder durchschnittlich einmal im Monat (90%) und wohnen nicht mehr als eine Stunde vom nächsten Kind entfernt (90%). – <sup>49</sup>Eine Bestätigung hierfür liefert I. Rosows Untersuchung für die Integration alter Menschen in: Social Interaction of the Aged, New York 1967, p. 240. Nach Townsend ist der Grund der Altersvereinsamung eher die «desolation» als die «isolation», also nicht der generelle Kontaktmangel, sondern der Mangel an «emotional stark besetzten Kontakten». Näheres bei L. Rosenmayer/E. Köckeis, Umwelt und Familie alter Menschen, Neuwied/Berlin 1965, S. 139. – <sup>50</sup>H. Rosenbaum, Familie als Gegenstruktur zur Gesellschaft, Kritik grundlegender theoretischer Ansätze westdeutscher Familiensoziologie, Stuttgart 1973, passim. – <sup>51</sup>Dazu K. Mehnert, China nach dem Sturm, Bericht und Kommentar, Stuttgart 1971, 53f. – <sup>52</sup>Näheres im Erfahrungsbericht über skandinavische Kommunen von F. Feil (Hg.), Wohngruppe, Kommune, Grossfamilie, Gegenmodelle zur Kleinfamilie, Hamburg 1972, 45ff. – <sup>53</sup>B. Hamm, Betrifft «Nachbarschaft» (Bauwelt-Fundamente, 40), Düsseldorf 1973. K. D. Vierecke, Nachbarschaft, Ein Beitrag zur Stadtsoziologie, Köln 1972, 54ff. – <sup>54</sup>H. O. von der Gablentz, Lebensgruppen erster Ordnung, in: W. Ziegenfuss (Hg.), Handbuch der Soziologie, II, Stuttgart 1955, S. 791.